

Luise Rist
Rosenwinkel

Foto: © Isabelle Grubert



DIE AUTORIN

Luise Rist, geboren 1970, war nach ihrem Studium in Heidelberg und Berlin Dramaturgin am Deutschen Theater Göttingen, wo erste eigene Theaterstücke entstanden. Sie schrieb für Stadt- und Staatstheater und in den letzten

Jahren insbesondere für ihr gemeinsam mit einer Regisseurin gegründetes und aus Schauspielern, Tänzern und Musikern bestehendes Freies Theater *boat people projekt*. Zu dem internationalen Team gehören auch Jugendliche ohne Bühnen-, aber mit Fluchterfahrung, u. a. aus dem Kosovo, Bosnien und Serbien, mit denen Luise Rist eigene Stücke inszeniert. *Rosenwinkel* ist ihr erster Roman.

Luise Rist

Rosen
winkel





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

Für Sandra



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Salzer Alpin wird produziert von UPM, Schongau
und geliefert von Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Originalausgabe September 2015

© 2015 cbt Verlag in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign,

Bad Oeynhausen, unter Verwendung eines Motivs

von Reimar de la Chevalerie, Gettyimages

(Emily Golitzin), Corbis

(Roger Hutchings/In Pictures, David Turnley)

jb · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-31011-3

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

1

Jeden Morgen bin ich um kurz nach acht im Freibad und ziehe meine Bahnen. Heute bin ich spät dran, auf der großen Uhr im Eingangsbereich sehe ich, dass es schon fast neun ist. Das ist schlecht. Ab neun Uhr dreißig fängt der übliche Badebetrieb an, und das heißt, dass ich spätestens dann Gefahr laufe, jemanden aus meiner alten Schule zu treffen. Ich habe gerade Abi gemacht. Die meisten Mädchen aus meinem Jahrgang gehen als Au-pair nach Australien oder Amerika oder was weiß ich wohin. Wenn ich sie treffe, muss ich mir anhören, dass sie nach ihrem Auslandsjahr studieren werden, und sie wissen natürlich auch längst, welche Fachrichtung es sein wird.

Maribel und Janne sind schon weg. Von der Au-pair-Front kriege ich ständig News, und ich muss lesen, wie cool alles ist und wie süß die Kinder sind. Janne schreibt dauernd, wie »krass schräg drauf« ihre »American Mum« sei. Krass schräg, die Mutter. Dafür muss ich nicht nach Amerika reisen.

Als ich die Umkleidekabine betrete, treffe ich auf eine Mutter mit zwei verwöhnten Mädchen, deren Stimmen babyhaft verstellt klingen: »Maama, ich maaag aber ein Eis.« Die Stimm- lage würde ich sofort verbieten, wenn ich auf die Kinder auf- passen müsste. Ich ziehe mich in der Einzelkabine um und be-

eile mich, ins Wasser zu kommen. Es ist ganz schön kalt. Während ich die erste Bahn schwimme und mir allmählich wärmer wird, beruhigt es mich, dass vor zehn Uhr sowieso keiner, den ich kenne, schwimmen geht.

Außer mir sind nur Hausfrauen und alte Männer da, wie jeden Morgen. Wir grüßen uns freundlich und lassen uns in Ruhe. Manche Leute haben im Wasser ihre Brillen auf und schwimmen mit hoch erhobenem Kopf. Ich überhole gerade eine Schwimmerin, die eine Bademütze mit schrill bunten Gummi- oder Plastikapplikationen trägt, da ruft es zu mir rüber: »Hallo Frida!« Vor Schreck wäre ich fast abgetaucht. Es ist Maribels Mutter, und die Mütze ist definitiv extra retro, und ich weiß sogar, woher sie sie hat, nämlich aus dem Vintage-Shop, in dem Maribel auch immer ihre ausgefallenen Klamotten kauft. Mit denen sie jetzt in Australien bestimmt punkten kann. Maribels Mutter dreht sich auf den Rücken, schießt schwungvoll auf mich zu und kreuzt meine Bahn.

»Wie geht's?«, fragt sie, ihr Gesicht zeigt in den Himmel. Erst nach dem »Wie geht's?« wirft sie mir einen lauernden Seitenblick zu.

»Gut«, antworte ich und will weiterschwimmen. Leider ist es unmöglich, an Maribels Mutter vorbeizukommen. Sie liegt quasi quer auf meiner Bahn und lässt sich auf dem Rücken treiben wie auf einer Luftmatratze im offenen Meer.

»Und, was hast du vor, Frida, gehst du auch ins Ausland?«

Einer der alten Männer steht am Beckenrand und prüft mit den Fußspitzen die Wassertemperatur. Er starrt mich an, als wäre ich der unerwünschte Besuch vom Mars. Ich bin bereits im Ausland.

Maribels Mutter ist abgetrieben.

Das Wasser ist kalt heute, mir ist kalt. Ich habe keine Ahnung, was ich mit meinem gar nicht mal komplett verhaueenen Abi anfangen soll. Maribel hat von allem eine Ahnung. Sie weiß exakt, was ihr liegt, was sie mag, was sie nicht mag. Ich bin der Katzentyp, sagt sie, wenn wir eine Katze sehen. Du bist der Hundetyp, sagt sie, wenn ich einen Hund streichle. Ich bin aber gar kein Typ.

Ich weiß nicht, ob ich abnehmen soll, um so dünn zu werden wie die anderen aus meiner Jahrgangsstufe, oder ob es mir sogar besser stehen würde, etwas weiblicher zu wirken. Das meint meine Mutter. Dass ich der »weiblichere Typ« bin. Meine Oberschenkel sehen dick aus unter Wasser, richtig behäbig komme ich mir vor. Maribels Mutter ist, genau wie ihre Tochter, dünn wie ein Topmodel. Ich sehe sie nicht an und versuche endlich vorbeizuziehen.

»Maribel findet es toll in Sydney«, höre ich.

»Super«, rufe ich, eine Spur zu laut. »Australien ist bestimmt spannend!« Vielleicht würde ich es auch spannend finden, wenn ich wüsste, dass mir dort die Jungs scharenweise hinterherlaufen, wie es bei Maribel der Fall sein wird. Wenn man ein Gesicht hat wie Maribel oder auch wie Janne, wenn man so klein und so dünn ist wie die beiden, dann ist die Zeit in Australien oder Amerika logischerweise toll. Ich schwimme schneller, überhole Maribels Mutter und versuche, mich auf meine Armbewegungen zu konzentrieren.

»Maribel hat viel Spaß bei ihrer Familie«, höre ich jetzt tatsächlich. Einatmen, ausatmen. Vielleicht hätte ich auch ins Ausland gehen sollen. Auf Kinder aufpassen in Sydney oder

Kalifornien, um ein Jahr später mit perfektem Englisch – dazu mit operierter Nase, einer optimistischeren Lebensauffassung sowie einem eindeutigen Berufswunsch – nach Hause zurückzukehren. Meine Mutter hätte das auf jeden Fall befürwortet. Schon allein, um zu verhindern, dass ich planlos herumhänge wie jetzt, obwohl sie, zumindest was Kalifornien anbetrifft, skeptisch wäre. Ihrer Ansicht nach ist Amerika gefährlich, »weil man da ja Angst haben muss, von verrückten Hausbesitzern erschossen zu werden, wenn man eine Blume vom falschen Grundstück pflückt oder auf der Straße zu laut hustet«. Glücklicherweise verabschiedet sich Maribels Mutter und ich kann endlich in Ruhe schwimmen. Nach einer Weile im Wasser habe ich das Gefühl, ganz leicht zu werden.

Beim Schwimmen merke ich nie, wie die Zeit vergeht. Als ich schließlich aufbreche, ist es fast zehn Uhr. Schnell weg von hier, bevor ich die ganze Fraktion der angehenden Au-pair-Mädchen und Medizinstudentinnen treffe.

Zu Hause angekommen, gehe ich erst mal auf Facebook. Maribel hat ein Foto gepostet. Sie füttert ein Känguru und sieht sehr niedlich aus. Das Känguru selbst guckt böse. Die Kommentare sind, natürlich, alle positiv. Süüüß! Janne hat ein Selfie gemacht. Sie blinzelt in die Sonne. Am liebsten würde ich mit dem Rad in die Stadt fahren, um mir von dem Geld, das meine Mutter für den Einkauf auf den Tisch gelegt hat, genau den gleichen H&M-Schal, den Janne auf dem Foto trägt, zu kaufen. Das würde sich bestimmt gut anfühlen, zumindest für einen Moment – für den Moment, in dem ich an der Kasse stehe und den Schal bezahle. Das Problem ist nur, dass Janne auf dem

nächsten Foto, das sie posten wird, eine neue Frisur hat und längst einen anderen Schal oder gar keinen mehr.

Ich schmiere mir ein Nutellabrot und esse Joghurt, obwohl ich von Milchprodukten Pickel kriege. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich Janne und Maribel nicht einfach eine gute Zeit wünschen kann. Schließlich sind sie die Einzigen aus meinem Jahrgang, die ich als Freundinnen bezeichnen würde.

Den Rest des Tages verbringe ich in einem komatösen Zustand vor dem Computer. Regungslos hänge ich in meinem Knautschsessel, warte geschlagene Stunden auf Meldungen von Maribel und Janne, die aber nichts mehr von sich hören lassen. »Hast du dir was zu essen gekauft?«, höre ich plötzlich meine Mutter fragen. Sie steht in der Tür.

»Nee«, sage ich, ohne mich umzudrehen.

»Willst du was essen?«

»Ich bin satt.«

»Wovon denn?«

Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie sie leicht den Kopf schüttelt.

»Soll ich uns eine Pizza holen?«

»Ich bin verabredet«, lüge ich. Abrupt erhebe ich mich aus meinem Sessel.

»Mit wem denn?«

Ich starre auf den Computer, als könnte ich noch schnell eine Antwort ablesen.

»Wo denn verabredet?«

»Wir gehen schwimmen«, sage ich, ohne nachzudenken.

»Schon wieder?«

»Mhm«, mache ich.

»Mit einem Freund?«

»Ja.«

»Schön«, sagt meine Mutter.

Sie weiß nichts von mir, wirklich gar nichts.

Als ich ins Badezimmer gehe, um zum Beweis für meine geplante Aktion ein Handtuch zu holen, bleibt sie wieder im Türrahmen stehen. Diesmal ist es die Badezimmertür. Noch mal zum Schwimmen losziehen ist gar keine schlechte Idee. Allerdings ist es gleich halb zwei. Höchstes Risiko, auf bekannte Gesichter zu stoßen.

Kurz entschlossen nehme ich den Bus und fahre in ein Viertel, das ich kaum kenne, weil hier weder Freunde noch Bekannte von mir oder meiner Mutter wohnen. Am Stadtbad Nord steige ich aus. Hier war ich noch nie.

Ich schließe meine Sachen im Spind ein, dusche und gehe dann, so schnell wie möglich, Richtung Schwimmbecken. Obwohl ich keine bekannten Gesichter sehe, fühle ich mich auf einmal unwohl in meinem Bikini und beobachtet.

Ich bin wie in Watte gepackt. Als würden mir Beine und Arme zwar gehören, aber nicht gehorchen. Eine Horde Jungs kommt auf mich zu, ich weiß nicht, wo ich hingucken soll, einer rempelt mich an. Automatisch entschuldige ich mich. Der Junge grinst. Ein Türke vielleicht. Ich sehe nur Männer, nirgendwo Mädchen oder Frauen. Irgendjemand lacht. Über mich? Ungelenk stakse ich die Stufen hinab ins Becken und tauche sofort ganz unter. Als sei ich eine versierte Taucherin, die keine Zeit zu verlieren hat, weil sie trainieren muss. Unter Was-

ser verschaffe ich mir einen kleinen zeitlichen Puffer – werde ich mich trauen, einfach unbeirrt meine Bahnen zu ziehen? Warum habe ich mir die Beine nicht frisch rasiert? Habe ich zugenommen?

Bis mich etwas aus meinem Gedankenstrom reißt, mich weiter nach unten drückt und ich die Orientierung verliere. Die Zeit reicht nicht aus, um wirklich panisch zu werden, denn blitzschnell bin ich wieder oben, in weniger als einer Sekunde hat mich eine riesige Welle an die Wasseroberfläche geschleudert. Ich huste und spucke Wasser aus.

»Manusch«, sagt jemand. Ich reibe mir die brennenden Augen.

»Was?«

Ein fremdes Mädchen, um die sechzehn, siebzehn Jahre alt, strahlt mich an, als habe es eine alte Bekannte wiedergetroffen.

»Komm schon!«

Wer ist das denn?

Ich schwimme in ihre Richtung, höre ihr Kichern, aber es ist fast unmöglich, sie einzuholen. In Höchstgeschwindigkeit durchpflügt sie das Wasser, und ich muss mich wahnsinnig anstrengen, um mithalten zu können. Der Ehrgeiz packt mich. Kurz bevor sie den Beckenrand erreicht, habe ich aufgeholt. Da zieht sie sich nach oben, springt auf die Füße und rennt zum Sprungturm. Ungläubig sehe ich zu, wie sich dieses Mädchen, das mich verwechselt hat oder das mich von irgendwoher zu kennen glaubt, wie dieses Mädchen rückwärts – rückwärts! – vom Zehnmeterbrett springt und sich in der Luft dreht, unfassbar schön, und lautlos, wirklich lautlos, ins Wasser eintaucht. In meinen Ohren ist Stille. Ich höre nichts mehr. Gar nichts. Wie

kann man durch die Luft und durch das Wasser segeln, als wäre es ein und dasselbe Element!? Davon abgesehen, dass ich mich gar nicht auf den Zehner trauen würde. Auch nicht auf den Fünfer. Ich springe überhaupt nie ins Wasser.

»Wow!«, sage ich.

»Das kannst du auch«, sagt das fremde Mädchen, das vor mir auftaucht und mich schon wieder anstrahlt.

»Nee«, erwidere ich. »Auf keinen Fall.« Die Stimmen im Hintergrund sind auf einmal wieder da. Die mir nach wie vor völlig Unbekannte hat lange schwarze Haare und ganz dunkle Augen. Irgendetwas Erfahrenes liegt in ihrem Blick. Vielleicht ist sie auch schon älter?

»Muss mal eben meine Haarspange suchen«, höre ich nur, dann ist sie wieder abgetaucht. Reflexartig hole ich tief Luft und folge ihr. Meine Augen brennen wie Feuer, als ich kurz vor ihr mit der Trophäe in der Hand oben ankomme.

Sie grinst, nimmt die Spange entgegen und steckt sich die Haare im Nacken zusammen. »Ich heiße Anita.«

Ein paar Typen kraulen dicht an uns vorbei, werfen ihre Arme mit Wucht ins Wasser und ihre Augen mit der gleichen Vehemenz auf Anita. Das Erste, was ich denke, ist, dass ich gar kein Gefühl von Neid empfinde. Normalerweise registriere ich alle Blicke, die nicht mir gelten, mit einem Gefühl des Versagthabens.

»Du hast mich mit jemandem verwechselt«, sage ich.

»Wie bitte?«

Scheiße. Falscher Satz. Natürlich hat sie mich verwechselt, aber das ist eigentlich egal.

»Verwechselt?«

»Na ja«, sage ich. »Ich bin nicht Manusch. Aber ...«

Anita sagt gar nichts.

Manusch. Wer soll das sein?

»Ich heiÙe Frida.«

Anita lächelt geheimnisvoll. »Dann bist du eben eine Manuschni!«

Manusch, Manuschni? Ist das etwas, das ich kennen müsste? Nimmt sie überhaupt wahr, dass ich nicht weiÙ, wovon sie spricht?

»Du siehst voll suÙ aus«, sagt sie. »Deshalb glupschen die auch alle hier rüber.« Ich muss laut lachen. Glupschen! »Anita, die Jungs glupschen mich nicht an. Die gucken doch nur wegen dir!«

Immer noch völlig perplex, muss ich lachen. Wie absurd! Anita lacht mit, obwohl sie nicht weiÙ, warum ich das so lustig finde.

Ich sehe suÙ aus, hat sie gerade gesagt.

Wir schwimmen zum Beckenrand. Die Typen positionieren sich ganz in unserer Nähe.

»Der mit den Locken gefällt mir«, sagt Anita und blinzelt mir verschworerisch zu. Er hat einen breiten Rücken, starke Arme und sieht ein bisschen älter aus als die anderen. Anita mustert ihn aus den Augenwinkeln, während sie die Beine ausstreckt, Wasser tritt und mir ab und zu eine kleine Dusche zukommen lässt.

»Und dir? Welchen magst du?«

Ich lache immer weiter. »Hor auf! Keine Ahnung!«

Es hat keine Bedeutung, ob mir ein Typ gefällt, denn es ist glasklar, dass ich bei einem, der mir gefällt, keine Chance habe.

»Keiner«, sage ich und kichere, denn mir gefallen sie alle, diese türkisch oder arabisch aussehenden jungen Männer, die für Anita ihre Muskeln spielen lassen.

»Ach so, du hast einen Freund.«

Sie zwinkert mir zu. Ich verstehe erst verzögert, was sie meint.

»Komm jetzt!«

»Ich kann das nicht«, sage ich.

»Ich zeig es dir.«

Anita stellt sich an den Beckenrand, erklärt mir, wie ich stehen soll. Ich registriere sämtliche Augenpaare, die sich von allen Seiten auf uns richten, die mich jetzt zu fixieren scheinen. Ich presse die Lippen zusammen. Ich kann nicht springen. Konnte ich noch nie. Mein Körper zittert. Peinlich.

Du musst eine Ruhe in den Körper kriegen, höre ich Anita sagen, und wenn du die Ruhe hast, ist es egal, ob du hier vom Beckenrand springst oder von ganz oben. Leicht gesagt. Trotzdem habe ich auf einmal den Eindruck, schärfer zu sehen. Die Konturen werden überdeutlich, die Geräusche allerdings unangenehm laut in meinen Ohren, fast betäubend.

»Du musst so lange stehen, bis du nichts mehr hörst, bis alles still ist.«

Ich bleibe still stehen und spüre vor allen Dingen die Anwesenheit eines Mädchens, das mich zu kennen glaubt und das ich kennenlernen möchte. So jemandem wie Anita bin ich noch nie begegnet.

Die Türken oder Araber springen jetzt alle gleichzeitig von der Seite ins Wasser, eine alte Frau beschwert sich, und der Bademeister kommt, um eine Verwarnung auszusprechen. Ich

stehe wie angewurzelt. Ich friere. Ich höre alles dreimal so laut, aber es macht mir nichts aus.

Ich habe das Gefühl, dass jetzt gerade etwas beginnt, dass jetzt in diesem Augenblick eine Geschichte begonnen hat, die Geschichte von Anita und Manusch. Ich weiß nicht, wer Anita ist, aber ich weiß, dass ich Manusch sein möchte und dass ich nichts lieber tun würde, als mit Anita ins kalte Wasser zu springen.

2

Ich gehe nicht mehr zu den Hausfrauen schwimmen. Stattdessen nehme ich morgens den Bus und fahre ins Stadtbad Nord. Jede einzelne Station wird mir von Tag zu Tag vertrauter, wie die Leute, die ein- und aussteigen. Die Robert-Koch-Straße, an der immer nur Inder mit Turbanen stehen, die Gottwald-Allee, eine Haltestelle in einer hässlichen Straße, die ihren schönen Namen nicht verdient, und die Poststraße, an der immer der Obdachlose in der Mönchskutte steht, dessen Hund zwei verschiedenfarbige Augen hat, braun und blau. Oder die Wiesenstraße, in der immer eine Gruppe alter Leute zusteigt, die ich nie sprechen höre. Sind sie stumm? Oder hören sie nichts mehr? Schweigend fahren sie zusammen, sie unterhalten sich nie.

Ich treffe Anita immer an der gleichen Stelle. Bereits vor meinem Eintreffen hat sie unseren Platz bei einem der wenigen Bäume der Anlage mit ihrem Justin-Bieber-Handtuch belegt. Sobald ich das Handtuch sehe, bekomme ich einen Lachanfall, woraufhin Anita jeden Tag aufs Neue behauptet, das Handtuch gehöre ihrer kleinen Schwester. Das sagt sie zwar immer, aber heute klingt es so unglaublich wie selten, und ich kriege aus ihr heraus, dass sie vor »langer Zeit« ein großer Justin-Bieber-Fan war.

»Und was magst du jetzt?«

Anita zuckt mit den Schultern. Sie nennt mir ein paar Namen, mit denen ich gar nichts anfangen kann. Ich frage sie, ob sie Musik dabei hat, die sie mir mal vorspielen könne.

»Ich habe noch nicht mal ein Handy«, sagt sie.

Kein Handy? Ich dachte, sie würde es nur zu Hause lassen, weil es im Schwimmbad geklaut werden könnte.

»Mein Vater erlaubt mir kein Handy«, sagt sie noch. Bevor ich weitere Fragen stellen kann, öffnet Anita ihre Tasche und überreicht mir ein in Alufolie eingewickelt Päckchen. Jeden Tag bringt sie köstlichen Proviant mit, auf den ich mich bereits während der Busfahrt freue.

Heute gibt es Teigrollen, so was Ähnliches wie türkisches Börek, mit Fleisch und Gemüse, danach süßen Strudel mit Zimt und Nüssen. Ihre Mutter scheint den ganzen Tag zu kochen und zu backen.

Anita sagt, dass sie in ihrer Familie die Einzige ist, die gerne schwimmen geht. »Ich weiß gar nicht, ob die überhaupt schwimmen können«, sagt sie und kichert. Das Freibad sei übrigens der einzige Ort, an dem sie mal alleine sein könne. Oder eben mit einer Freundin. Dabei guckt sie mich an.

Alleine? Wir sind umgeben von Menschenhorden, sonnencreme glänzenden Halbnackten, die uns mit ihrem Geschrei und ihren Pommes-Schwaden auf die Pelle rücken, auf der Wiese ist kaum Platz für unser Handtuch.

»Alleine bin ich nur zu Hause in meinem Zimmer«, sage ich. Anita sieht mich interessiert an. Dass ich Einzelkind bin, weiß sie schon. Aber dass ich ein Zimmer für mich alleine habe, kommt ihr trotzdem extrem seltsam vor.

»Krass«, sagt sie. »Ist das nicht ein bisschen einsam?«

Diese Frage habe ich mir noch nie gestellt.

»Ich teile das Zimmer mit meinen drei Schwestern. Meine beiden Brüder schlafen auf einem Klappsofa im Wohnzimmer.«

Das kann ich mir wiederum überhaupt nicht vorstellen.

»Wohnst du in einer Villa?«, fragt sie.

»Spinnst du?«

Wir lachen uns beide kaputt über die Vorstellung, zusammen eine Villa zu bewohnen, mit Hausangestellten und einem Pool, den nur wir beide benutzen dürfen.

»Magst du heute mit zu mir nach Hause kommen?«, frage ich. »Du könntest bei mir übernachten.« Anita schüttelt den Kopf.

»Erlaubt mein Vater nicht.«

»Ist der so streng? Warum darfst du eigentlich kein Handy haben?«

»Das ist wegen der Jungs«, sagt Anita. Sie kichert und findet es zwar ärgerlich, kein Handy zu besitzen, aber irgendwie auch nicht so tragisch.

»Hast du Angst vor deinem Vater?«

Ich stelle mir einen kleinen bösen Mann mit Schnauzbart vor, der seine Töchter schlägt.

»Angst?« Anita lacht über meine Sorge. Herzhaft beißt sie in eine Teigrolle und meint, dass ich mir da keine Gedanken machen müsse. »Und wenn, dann geht es eher um meinen Onkel«, sagt sie. »Er verbietet ziemlich viel.«

»Wohnt der auch bei euch?«

Anita winkt ab.

»Komm, lass uns wieder ins Wasser gehen.«

»Wir haben doch gerade erst gegessen«, protestiere ich, aber das ist ihr egal. Anita kann immer essen, vor oder nach dem Schwimmen, und das Essen kann ihrem Körper offenbar gar nichts anhaben. Sie nimmt auch nicht zu, kein Gramm, niemals.

»Na los!« Unbarmherzig zerrt sie an mir und zieht mich, mein Jammern ignorierend, an den Armen hoch.

»Nur, wenn du mich besuchen kommst«, sage ich.

»Klar komm ich mal zu dir«, sagt Anita. »Aber wir haben doch noch Zeit!«

»Du kannst deinen Onkel ja mitbringen«, sage ich grinsend. Anita kichert. »Komm schon!«

Wir schwimmen, und mit jedem Zug wünsche ich mir, dass der Sommer nie endet.

Unsere Treffen folgen einer gewissen Routine. Mein Gang zum Justin-Bieber-Handtuch, unsere erste Runde im Wasser, ein bisschen Herumplanschen, dann gleich mal ein Snack. Die Brote, die ich von zu Hause mitbringe, kommen an die Sachen von Anitas Mutter bei Weitem nicht heran. Manchmal essen wir auch erst einmal nur Schokolade oder diesen Kuchen, den Anita öfters dabei hat, der eigentlich nach nichts schmeckt, aber trotzdem süchtig macht. Die zweite Runde im Wasser ist ehrgeiziger. Wir ziehen ein paar Bahnen und versuchen dabei, synchron zu schwimmen. Wenn es richtig gut klappt, das heißt, wenn wir komplett jede kleinste Bewegung exakt gleich ausführen, dann tauchen wir synchron. Wir haben eine richtige Choreografie entwickelt, bei der wir zuerst gemeinsam eine

Rolle vom Beckenrand ins Wasser machen – aufs Sprungbrett traue ich mich noch nicht –, und zwar auf Kommando mit exakt der gleichen Geschwindigkeit. Wir üben das so lange, bis wir wirklich gleichzeitig untertauchen. Auf dem Beckenboden angekommen, machen wir beide einen Handstand. Dann gibt es eine Figur, bei der man nach oben gehoben wird, auf den Schultern der anderen steht und rückwärts einen Salto macht. Das kann ich natürlich nicht.

»Noch nicht«, sagt Anita.

»Wo hast du das eigentlich gelernt?«, will ich wissen. Anita sagt, dass sie oft alleine im Schwimmbad war und sich mit dem Üben dieser Figuren die Zeit vertrieben hat.

Wir gehen Richtung Wiese, begleitet von den Blicken vieler dunkelhaariger junger Männer, und ich erzähle von meinem Hausfrauenschwimmbad. »Dort gibt es zum Beispiel keine Türken«, sage ich.

»Was für Türken?«, fragt Anita.

»Nicht so laut«, sage ich. »Die können uns doch hören!«

»Das sind Albaner!«, sagt Anita ungerührt und, wie ich finde, mit Absicht laut. Am Beckenrand sitzt ein komplett behaarter alter Mann, der plötzlich auflacht.

Ich weiß gar nicht, wo Albanien liegt.

»Das sind Albaner aus dem Kosovo, und der Kosovo liegt in Jugoslawien«, sagt Anita und drückt auf den Knopf. Die Außendusche geht an und wir lassen uns vollregnen.

»Jugoslawien gibt es doch gar nicht mehr«, sage ich. So habe ich es zumindest mal in der Schule gelernt.

Die Dusche geht aus.

»Vor dem Krieg hieß das aber Jugoslawien«, sagt sie. Wir

stellen uns an den Beckenrand, wo wir eine Weile warten müssen, bis die Bahn frei ist. Dann lässt sich Anita rückwärts ins Wasser plumpsen, absichtlich ohne jede Eleganz, nur um ordentlich Wasser zu verspritzen. Ein junger Vater mit mehreren Kindern, denen er offenbar gerade Schwimmunterricht erteilt, schimpft auf einer mir unbekanntem Sprache und wechselt die Bahn.

»Scheiß-Albaner«, prustet Anita.

»War das ein Albaner? Kennst du die Familie?«

»Der spricht albanisch mit mir, weil er denkt, ich verstehe das.«

»Anita, du redest echt wirr. Warum sollte er denken, dass du ihn verstehst?« Manchmal ist sie so sehr in ihrer eigenen Logik, dass es unmöglich ist, ihr zu folgen.

»Komm schon rein!«

Ich lasse mich ins Becken fallen, stürze mich auf sie und ziehe sie unter Wasser. Anita strampelt sich frei und taucht blitzschnell davon.

»Also«, fange ich wieder an, als ich sie eingeholt habe, »ob das nun Albaner sind oder nicht, keine Ahnung, woran du das erkennst, auf jeden Fall bewundern dich alle, selbst wenn du ihnen das Wasser kübelweise über die Köpfe kippst.«

Anita grinst. Wie bestellt und nicht abgeholt klammert sich ein junger Mann ganz in unserer Nähe an eine rote Bahnmarkierung.

»Meinst du den Typi da?«, fragt Anita und lacht.

Ich weiß nicht, was da los ist mit ihr und den Albanern, aber heute werde ich es wohl nicht mehr herausfinden.

»An die Arbeit«, sagt Anita nämlich jetzt. Eine Stunde lang

üben wir eine Figur, die wir »betrunkener Engel« nennen. Aber nur, weil ich immer rückwärts falle, wenn ich die Arme ausbreiten soll. Um uns herum bildet sich – wieder mal – eine Traube »glupschender Typis«, aber es macht mir nichts aus. Im Gegenteil.

In unserer Trainingspause essen wir heute nur Süßigkeiten, sonnen uns, lästern über die Jungs und dann schlafen wir ein bisschen. Das Synchronschwimmen ist so anstrengend, dass wir auch in den letzten Tagen schon ein paarmal einfach weggenickt sind. Ich habe früher nie auf der Wiese im Schwimmbad geschlafen. Überhaupt schlafe ich normalerweise gar nicht ein, wenn Leute um mich herum sind. Ich fühle mich dann beobachtet und kann kein Auge zutun. Jetzt aber ist es toll, im Halbschatten zu liegen, langsam trocken zu werden und zu dösen.

»Ins Schwimmbad darfst du doch auch den ganzen Tag«, sage ich, ohne die Augen zu öffnen. »Warum darfst du dann nicht zu einer Freundin nach Hause gehen?«

Anita dreht sich zu mir. Ihre Haut, die von Natur aus dunkler ist als meine, ist von der Sonne ganz schön braun geworden.

Auf meine Frage reagiert sie nicht.

»Habe ich was Falsches gesagt?«

Sie schüttelt den Kopf. »Wir sind Roma«, sagt sie.

Roma? Ich dachte, ihre Eltern stammen aus Bosnien, das hatte sie mir an einem der ersten Tage gleich erzählt.

»Meine Eltern kennen keine Gadsche.«

»Wen?«

Anita lacht verlegen. Das Wort »Gadsche« ist ihr so herausgerutscht. Das ganze Thema ist ihr unangenehm.

»Was soll das sein?«, frage ich trotzdem.

Im ersten Moment sagt sie nichts.

»Ist das so was wie Manusch?«

Wieder schüttelt sie den Kopf.

»Wo ist das Problem? Dann seid ihr eben Roma.«

»Meine Eltern kommen aus Bosnien«, sagt Anita. »Mein Vater ursprünglich sogar aus dem Kosovo. Deshalb mögen wir auch keine Albaner.«

Bosnien, der Kosovo, und jetzt wieder die Albaner?

Ich habe mir über Roma noch nie Gedanken gemacht. Bisher kannte ich keine. Bei mir auf der Schule war meines Wissens niemand, der aus einer Roma-Familie stammt. Roma und Sinti, habe ich so im Ohr. Ist das das Gleiche? Ich verschiebe die Frage auf irgendwann mal.

»Und was heißt jetzt ›Gadsche‹?«, frage ich wieder.

Anita grinst.

»Das seid ihr! ›Gadsche‹ heißt: Nicht Roma.«

»Wie, nicht Roma?«

»Nicht Roma, ja, genau.«

Wir müssen beide lachen. Nicht Roma? Was denn dann?

»Weiß ich nicht«, sagt Anita. »Ich weiß nicht, was ihr seid. Wir sagen das so. Das ist für uns total normal.«

Ich weiß auch nicht, was ich bin.

»Du bist anders«, sagt Anita und legt sich ihr T-Shirt über die Augen. Die Sonne brennt.

Gadsche.

Ich lege mich neben sie und werde bald einen Sonnenbrand kriegen, wenn ich mich nicht eincreme.

»Wie schreibt man das? Kennst du noch mehr Wörter?«

Anita kichert.

»Bokailjan? Hast du Hunger?«

Sie wirft das Shirt weg und greift im Liegen nach ihrer Tasche. »Das hier ist Pita. Pita ist Börek. Das ist fast gleich wie bei den Türken. Und das ist Kuchen: Rowanija.«

»Rowanija«, wiederhole ich.

»Mange Rowanija dali Pita?«, fragt Anita.

»Kuchen und Pita?«, rate ich.

Anita nickt. »Fast. Dali heißt oder. Rowanija oder Pita?«

Ich versuche, es richtig nachzusprechen.

»Das ist Romanes, meine Muttersprache. Sprechen wir aber nur zu Hause.«

Anitas Sprache klingt zauberhaft.

»Sie kommt aus dem Sanskrit«, erklärt sie. »Es ist eine indische Sprache, weil wir nämlich von den Indern abstammen. Vor über achthundert Jahren haben sich die Roma von Indien aus über die ganze Welt verstreut.«

Sie teilt den Strudel und reicht mir die Hälfte. Es krümelt auf Justin Biebers bleckende Zähne.

»Amen sam Roma.«

»Was heißt das?«

»Wir sind Roma!«

»Und was heißt ›Manusch?‹«, frage ich. Anita zögert kurz, dann sagt sie: »›Manusch‹ heißt Mensch.«

»Echt?«

»Manusch oder Manuschni, männlich und weiblich. Man kann aber auch einfach Manusch sagen, auch zu einer Frau.«

Wir sitzen ziemlich lange da, ohne etwas zu sagen. Um uns herum tobt der Bär. Eine lärmende Nachbarsfamilie diskutiert die Möglichkeit eines Getränkekaufs.

»Roma«, sage ich. »Das ist echt spannend.« Anita lacht auf, es klingt ein bisschen genervt.

»Ich gehe dann mal springen«, sagt sie. Ich verfolge, wie sie auf den Zehnmeterturm steigt, einen Moment lang oben steht, kerzengerade, und dann Anlauf nimmt. Ich liege auf dem Bauch, beobachte jeden ihrer Sprünge, bis sie zurückkommt und das nasse Handtuch auf meinen Rücken wirft. Ich schäme mich ein bisschen für meine Bemerkung. Spannend. Was für ein Scheiß! Ob sie jetzt denkt, ich will mich anbieten?

»Komm doch morgen zu mir nach Hause«, sagt Anita. »Ich habe Geburtstag.«

Ich freue mich. Ich freue mich riesig. »Super«, sage ich etwas hölzern. Ich bin aufgeregt bei dem Gedanken, Anita zu Hause zu besuchen.

»Wo wohnst du eigentlich genau?«, frage ich, als wir uns an der üblichen Ecke verabschieden, zwischen dem arabischen Kiosk und REWE. Vor dem Kiosk sitzt der Obdachlose von der Poststraße auf dem Bordstein. Ich zeige Anita den Hund mit den verschiedenfarbigen Augen, aber sie zieht mich schnell weg. »Ich komme noch ein Stück mit«, sagt sie und geht schnellen Schritts mit mir zur Haltestelle. Meine Frage hat sie vergessen oder nicht gehört. Sie wirkt von einem Moment auf den anderen angespannt.

»Wo muss ich denn morgen hin?«

»Was?«

Anita guckt erschrocken.

»Wie deine Straße heißt, wollte ich wissen.«

»Ach so. Ich wohne im Rosenwinkel.«

Sie guckt noch immer so komisch. Irgendetwas scheint ihr durch den Kopf zu gehen.

Der Bus fährt los. Wir winken uns zu, bevor ich ganz nach hinten zu einem freien Platz gehe. Als ich mich setze, zischt etwas: »Zigeuner, verpisst euch!«

Mein Herz klopft laut. Ich habe eine richtige Gänsehaut. Der Mann mir gegenüber, ein ganz normal aussehender Mann, vom Äußeren her kein Neonazi oder so, starrt nach draußen. Er hat nicht mich gemeint. Er hat auch nicht Anita gemeint, die gar nicht mehr da steht. Er meint die Frau, die an der Ecke zwischen dem Kiosk und dem REWE-Markt kauert und die Passanten anbettelt. Neben ihr der Obdachlose mit seinem Hund. Hatte die Frau da eben auch schon gegessen? Hatte Anita sie gesehen und wollte wegen ihr so schnell weg?

Die Bettlerin wird immer kleiner, bis sie aus meinem Blickwinkel verschwindet, weil der Bus an der Kreuzung Richtung Innenstadt abbiegt. Ich sehe Anitas Sprung vom Zehnmeterturm und ihr Strahlen, als ich durch die Wiesenstraße fahre und aufstehe, um einer der zusteigenden alten Damen meinen Platz anzubieten. Ich lehne mich an eine Stange, schließe die Augen und tauche unter. Mein Körper ist von Wasser umschlossen und ganz leicht. In der folgenden Nacht träume ich vom Rosenwinkel.

3

Nach dem Frühstück bin ich erst einmal damit beschäftigt, zu entscheiden, was ich anziehe. Sonst war es immer ganz einfach. Für das Schwimmbad zieht man sich nicht besonders gut an, weil man ja sowieso immer in Badesachen rumläuft. Heute ist es anders. Ich besuche Anita zu Hause. Was soll ich da anziehen? Meine Mutter stört meine Überlegungen. Ständig will sie etwas von mir. Sie fragt immer wieder so Sachen wie »Kannst du deiner Freundin wirklich vertrauen?« oder »Pass gut auf deine Sachen auf, wenn du dort bist.«

»Ich dachte, du bist so tolerant?«

»Es ist nicht, weil das Zigeuner sind«, sagt meine Mutter.
»Aber das Viertel dort unten, das ist schon nicht so ohne.«

»Die heißen nicht Zigeuner, das sind Roma«, sage ich. »Und ich gehe ›dort unten‹ seit zwei Wochen jeden Tag schwimmen.«

»Ich habe ja nichts gegen die«, sagt meine Mutter.

Hört sie gar nicht zu?

»Ich kenne noch Zigeuner, die haben in meinem Dorf damals Messer geschliffen und Geigen verkauft.«

Was für ein Dorf?

»Außerdem ist es ein Unterschied, ob du in ein Stadtbad gehst oder zu jemandem nach Hause.«

»Denkst du, die wollen was von mir? Mein Geld?« Meine Mutter regt mich echt auf. Wenn sie wüsste, dass ich es bin, die den ganzen Tag Anitas mitgebrachten Proviant isst. Ich werfe fast den gesamten Inhalt meines Kleiderschranks aufs Bett, probiere alles Mögliche an.

»Wann entscheidest du dich, ob du studieren möchtest?«

Meine Mutter steht wieder im Türrahmen. Ich weiß, dass es sie Kraft kostet, mit mir diese Gespräche zu führen, bei denen ich nicht »kooperiere«, weil sie selbst nicht fit ist. Ich sehe, dass sie dunkle Augenringe hat. Wahrscheinlich hat sie nachts wieder nicht schlafen können. Ihr Gesicht sieht traurig aus.

Ich habe Angst, sie könnte mich jetzt berühren wollen, aber sie zieht sich zurück.

»Dann such dir wenigstens einen Job, Frida«, höre ich sie im Flur sagen. »Dein Vater zahlt auch nicht ewig für deinen Unterhalt.«

Meine Sachen stehen mir nicht. Null. Völlig falscher Stil. Wie konnte ich glauben, dass ich mit dieser Blümchenbluse gut aussehen würde? Ein Oberteil ist auf den Boden gefallen. Grün, mit einem ziemlichen Dekolleté, in dem ich mich erstaunlicherweise plötzlich gar nicht so schlecht finde. Dass ich im Spiegel meinen halben Busen sehen kann, ist irgendwie aufregend. Meine Mutter fragt, ob ich etwas mit ihr essen will, und anscheinend hat sie sogar gekocht, aber ich habe überhaupt keinen Hunger.

»Das sieht ein bisschen billig aus«, sagt sie mit Blick auf mein Oberteil.

»Finde ich nicht.«

»Was ist eigentlich mit Janne? Willst du nicht mal mit Janne ein Eis essen gehen?«

»Mama, Janne ist in Amerika. Maribel ist in Australien.«

Als meine Mutter aus dem Zimmer geht, gehe ich schnell noch mal auf Facebook. Janne schreibt tatsächlich I MISS YOU FRIDA. Dass sie an mich denkt, während sie in ihrem Traumland schwebt, ist schön. I miss you too, schreibe ich. Aber ich habe irgendwie gar kein Gefühl dabei. Ich fühle nichts.

Im Bus fühle ich allerdings wieder etwas, und zwar etwas äußerst Unangenehmes, nämlich wie ein Junge meinen riesigen V-Ausschnitt fokussiert. Ich werde rot. Mein ganzer Körper fühlt sich heiß und irgendwie schuldig an.

Der Typ guckt unablässig und die Fahrt zieht sich ewig in die Länge. Eine rote Ampel nach der anderen. Als ich endlich ankomme, gehe ich nicht direkt Richtung Rosenwinkel, sondern biege hinter dem Kiosk ab, auf eine größere Einkaufsstraße, in der Hoffnung auf irgendeinen Billigladen mit T-Shirts. Die Mädchen um mich herum, die alle viel jünger sind als ich, tragen hautenge Shirts, tief ausgeschnitten, bauchfrei. Es ist ihnen egal, ob einer guckt, beziehungsweise wollen sie ja, dass einer guckt, oder gerne auch ganz viele. Sie nehmen die grinsenden Blicke billigend in Kauf, kassieren sie ein wie teure Geschenke von Typen, die ihnen nichts bedeuten.

In mehreren Shops, einer schlimmer als der andere, probiere ich ramschige T-Shirts an, alle *Made in Bangladesh*, um am Ende in einem Geschäft für Mittfünfzigerinnen ein herabgesetztes »Übergangsjäckchen« zu erstehen. Immerhin ist es schwarz und erfüllt seinen Zweck. Ich ziehe es über. Sollte mich Anita auf

das Teil ansprechen, sage ich einfach, dass ich gerade keine Zeit hatte und in der Eile nach der Jacke meiner Mutter gegriffen habe. Es geht mir häufiger so, dass ich Antworten übe auf Fragen, die mir vielleicht gestellt werden könnten. Davon abgesehen, dass meine Mutter niemals so eine spießige Jacke auch nur im Notfall anziehen würde, finde ich die neue Strategie nicht schlecht. Ich zerzause meine Haare noch in der Umkleidekabine des Ladens und frage dann die Verkäuferin, wie ich von hier aus am schnellsten zum Rosenwinkel komme.

»Arbeiten Sie da?«, fragt sie.

»Arbeiten?«

Die Verkäuferin mustert mich eingehend.

»Ich lasse das gleich an«, sage ich. Die Verkäuferin nimmt eine Schere und beugt sich über den Kassentisch zu mir, um das Preisschild abzuschneiden. Währenddessen überlege ich krampfhaft, warum ich im Rosenwinkel arbeiten könnte. Die Verkäuferin erläutert ungefragt, dass sie dachte, ich sei vielleicht eine junge Angestellte vom Sozialamt.

Aha, Sozialamt. »Hätte ja sein können«, lüge ich höflich, um der Frau ein gutes Gefühl zu geben. Aber unvermittelt wird sie ganz aufbrausend.

»Die reißen mir die Kleiderstände um«, ruft sie und zeigt mit der Schere vor die Tür. »Die aus dem Rosenwinkel!«

»Ach so? Und dass ich nicht von da komme, das sehen Sie mir an?«

»Sie sind Deutsche«, sagt die Frau. »Es gibt keine Deutschen im Rosenwinkel, außer eben den Leuten vom Sozialamt.«

»Ich bin nicht vom Sozialamt«, sage ich. »Ich bin zum Geburtstag eingeladen.«

Die Frau lässt die Schere sinken. Ich kann sehen, was sie denkt. Schade, dass sie nichts Böses mehr sagt, denn ich würde ihr jetzt gerne das Wort im Mund abschneiden.

Vier- oder fünfstöckige Häuser mit schmutzig gelben Fassaden, eins wie das andere, vor jedem Fenster Satellitenschüsseln, die abenteuerlich angebracht sind und manchmal weit vom Haus abstehen, als würde ein halber Meter etwas ausmachen, wenn es darum geht, Wellenlängen aus fernen Ländern zu empfangen, das ist der Rosenwinkel. Fasziniert starre ich auf die Schüsseln, die es bei mir im Viertel überhaupt nicht gibt. In welchem dieser Häuser wohnt denn jetzt Anita? Woher soll ich das wissen, wenn ich die Hausnummer nicht kenne? Wobei ich auch an den Hauseingängen keine Nummern entdecken kann. Alle Türen stehen offen, in einem Haus fehlt die Eingangstür sogar ganz. Das Haus ohne Tür hat definitiv die meisten Schüsseln an den Fenstern. In meiner Fixierung auf die von Kabeln und Stangen umrankte Wand fällt mir nicht auf, dass Anita längst zu mir runterschaut.

»Hi!«

Ich fühle mich wie ertappt.

Ein kleines Mädchen zieht mich am Arm, ins offen stehende Haus, in den Flur. Kinder hüpfen die Treppe herunter. »Kommst du zu Anita?«, fragen sie. »Was machst du hier? Wo wohnst du?« Anita kommt mir entgegen.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.«

Sie wirkt verlegen und lange nicht so souverän wie im Schwimmbad. Vor ihrer Wohnungstür liegt ein riesiger Haufen



Luise Rist

Rosenwinkel

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-31011-3

c**bt**

Erscheinungstermin: Juli 2015

Warst du schon mal am Meer, Frida?

Frida ist gerade mit der Schule fertig und weiß nicht, was sie jetzt mit sich anfangen soll. Bis sie Anita begegnet, mit der sie schnell eine besondere Freundschaft verbindet. Aber von einem Tag auf den anderen wird die neue Freundin mit ihrer Familie nach Bosnien, in die Heimat ihrer Mutter, abgeschoben. Auf der Suche nach ihr begibt sich Frida auf eine Reise in ein ihr unbekanntes Land, wo sie sich in einen jungen Bosnier verliebt und Anita schließlich mithilfe eines ehemaligen Kriegsreporters wiederfindet. Doch dann gibt es einen schrecklichen Anschlag ...

Eine Geschichte über Freundschaft, Grenzen, und Wege, sie zu überwinden

 [Der Titel im Katalog](#)